

Wie Wörter wirken – eine kleine Stilkunde

Guter Stil ist schwer zu fassen. Letztlich ist es eine Geschmacksfrage, so wie der eine gern bei Alexander Hermann speist und sich an den kulinarischen Kompositionen delectiert, denkt die andere beim Anblick von *Lackiertem und geflämtem Aal*: „Ach, jetzt lecker Frikadellchen mit Kartoffelsalat wär auch wat Feines.“

Trotz allem gibt es – Geschmack hin oder her – Regeln, die sich bewährt haben. Wer diese Regeln beherzigt, wird seinen Leser:innen und Zuhörer:innen wahrscheinlich mehr Vergnügen als unbedachte Drauflosschreiber und Dampfplauderer bereiten. Zuhörer:innen? Klar, guter Stil ist in erster Linie etwas für Verschriftlichungen, gleichwohl gelten die Regeln auch für das gesprochene Wort. Wer sich aus Spaß Passagen für einen Podcast oder ein Video vorschreibt, mag den einen oder anderen Punkt auch in die wörtliche Rede übernehmen und die Zuhörerschaft mit Sicherheit stärker als andere fesseln.

Ja, mag jetzt der eine oder die andere denken, genau dafür gibt es doch ChatGPT. Die Künstliche Intelligenz ist gut, keine Frage, sie eignet sich zum Beispiel als Werkzeug, das einem hilft, den passenderen Ausdruck, das bessere Wort zu finden. Aber noch ist sie nicht in der Lage, die besseren Texte zu schreiben, vor allem nicht in der Spielkritik. Wie gesagt: noch. Okay, und was soll von uns bleiben, wenn die KI noch stärker wird? Wenn sie uns das eine Mal eine Besprechung im Stile eines Bertolt Brecht schreibt, das nächste mal eine Rezension aus der Feder Daniel Kehlmanns und zu guter Letzt einen Verriss im Duktus eines Marcel Reich-Ranickis? Dem bleibt nur entgegenzusetzen, dass guter bis brillanter individueller Stil ein Markenzeichen sein kann, das Leser:innen wie Zuhörer:innen besonders schätzen, gerade in Zeiten, in denen alle Texte bequem aus einer Quelle sprudeln und irgendwie immer ähnlich (und deswegen zu einem gewissen Grad artifiziell) klingen. Vielleicht ist das aber auch nur der Strohalm, an den sich jeder ehrgeizige Journalist klammert, bis der Computer auch die letzte Nische besetzt.

Noch ist es aber nicht so weit, noch soll der Pessimismus nicht das Leitmotiv dieser Zusammenfassung des Workshops vom 9. März 2024 sein. Deswegen jetzt weiter im Text.

Wenn wir über Stil reden, geht es vor allem darum, wie Texte wahrgenommen werden. Aus der Leser:innenforschung wissen wir: Texte werden immer als Ganzes bewertet, es ist, als wenn man ein Bild betrachtet. Damit dieser Eindruck positiv ausfällt, muss beim Verfassen einiges an Arbeit investiert werden. Oder wie es Wolf Schneider formulierte, der Generationen von Journalist:innen mit seinen Stil-Fibeln beeinflusste: „Einer muss sich immer plagen: der Schreiber oder der Leser.“ Wer es nicht sein sollte, wissen wir alle. Oft genug sind die Rollen aber derzeit noch vertauscht.

I. Die erste Ebene: Buchstaben

Ein Text besteht zunächst aus nichts als Wörtern. Und Wörter setzen sich aus Lauten zusammen, der kleinsten Einheit der gesprochenen Sprache, dargestellt durch Buchstaben. Wörter klingen, sie schmeicheln und streicheln unseren Geist und unsere Ohren, sie klirren, donnern und poltern. Sie wecken Emotionen. Wie allein die Lautebene (abgekoppelt von der Semantik) funktioniert, zeigt das Gedicht „Der Zipferlake“ aus „Alice hinter den Spiegeln“ von Lewis Carroll, das Christian Enzensberger 1974 so ins Deutsche übersetzt hat (anbei die erste Strophe):

*Verdaustig wars, und glasse Wieben
Rottern gorkicht im Gemank;
Gar elump war der Pluckerwank,
Und die gabben Schweisel frieben¹*

Wir verstehen nichts. Aber wir lesen Wörter, die Deutsch sein könnten, auch der Satzbau scheint korrekt zu sein. Nur kennen wir die Bedeutung der meisten Wörter nicht, trotzdem verknüpfen wir mit ihnen, ausgelöst durch ihren Klang, Emotionen, und versuchen auf diese Weise automatisch, diese Strophe mit Sinn aufzuladen.

Die Lehre daraus: Auch der Klang der Wörter kann bereits als Gestaltungselement genutzt werden, um Stimmungen zu erzeugen. Gerade in Überschriften lässt sich hervorragend mit harten und weichen Lauten spielen.

¹ Lewis Carroll: Alice hinter den Spiegeln. Mit einundfünfzig Illustrationen von John Tenniel. Übersetzt von Christian Enzensberger, Frankfurt am Main 1974; zitiert nach Peter Linden: Wie Wörter wirken, S. 4

<i>a, o, u</i>	<i>dunkle Vokale, betonen finstre, aber auch ruhige Stimmung</i>
<i>e, i</i>	<i>helle Vokale, betonen fröhliche, aber auch aufgeregte Stimmung</i>
<i>k, t, p</i>	<i>harte Konsonanten wirken aggressiv, vor allem in Kombinationen</i>
<i>g, d, b, w, s</i>	<i>weiche Konsonanten wirken beruhigen, vor allem in langen Wörtern²</i>

Ein weiteres gut klingendes Beispiel für die Wirkung der Laute liefert Peter Linden aus der Werbung. Es geht um Onko-Kaffee. Dieses Gebräu wurde in den 80er-Jahren nicht etwa mit dem Claim „Der schonende Fitmacher“, sondern mit „Der magenmilde Muntermacher“ beworben. Die Wirkung der dunklen Vokale mit den weichen Konsonanten wird mittels die rhetorische Figur der Alliteration verstärkt.

II. Die zweite Ebene: Wörter

Nun aber zu dem Punkt, auf dem das Hauptaugenmerk liegen soll: die Wörter. Drei Wortarten sind dabei von besonderer Bedeutung:

Adjektive
Nomen
Verben

II.i Das Adjektiv

Fangen wir direkt mit einem Beispiel aus der Süddeutschen Zeitung an:

Einen grausigen Leichenfund hat eine Frau am Montagmorgen in einer Grünanlage in Hamburg-Altona gemacht.

Braucht es dieses Adjektiv? Natürlich nicht. Wie soll ein Leichenfund auch sonst sein? Heiter? Unterhaltsam? Belebend? Wäre es so gewesen, hätte das Adjektiv sogar seine Berechtigung gehabt, weil es überrascht.

Prinzipiell gilt aber: Vorsicht bei Adjektiven, die allerallermeisten sind überflüssig. Ihre schlimmste Eigenschaft: Sie kommentieren. Der Autor gibt seinen Leser:innen somit

² Linden: Wie Wörter wirken, ebd.

bereits vor, wie sie diese Nachricht einzuordnen haben. Und er verstärkt mit dem Adjektiv, was jede:r wahrscheinlich eh denkt: Uh, wir gruselig.

Bei Adjektiven droht also die Pleonasmus-Falle, sprich die inhaltsleere Verdoppelung, oder, wie es bei Wikipedia sehr hübsch steht: „Wortreichtum ohne Informationsgewinn“. Die dazu immer wieder bemühten Beispiele sind „weißer Schimmel“, „tote Leiche“, „schweigsamer Olaf Scholz“. Exkurs: Synonym zu Pleonasmus wird häufig auch von einer Tautologie gesprochen, wobei diese als rhetorische Figur etwas anders funktioniert. Dabei handelt es sich um Wörter gleichen Inhalts, die aber der gleichen Wortart angehören: angst und bange zum Beispiel.

Zurück zu den Adjektiven: Nicht alle Adjektive sind falsch oder schlecht, man sollte sie aber sehr bewusst einsetzen, also dann, wenn sie einen Mehrwert bieten, weil sie helfen, etwas detailreicher zu beschreiben. So ist es eine überflüssige Binse, schreibe ich „Das Gras ist grün“. Dass aber die Haare und die Kluft eines Text-Protagonisten grün sind, könnte wiederum ein hübsches oder eventuell sogar wichtiges Detail sein. Für die Rezension spielt das Adjektiv vor allem im Fazit eine wichtige Rolle, denn eine Wertung wie „Ein spielenswerter Rosenberg“ kommt ohne Adjektiv nicht aus.

Generell empfehlen alle Stillehren, wenn nur das Positiv einzusetzen und extrem sparsam dosiert den Komparativ oder gar den Superlativ. Der Fehler des Superlativs in „Die 50 besten Brettspiele aller Zeiten“ springt einen geradezu an. Vorsicht auch bei falschen Steigerungen, die schnell lächerlich wirken. Auch hierbei gilt: Es gibt kein Schwarz und Weiß. Als bewusst und gut platziertes Stilelement können auch falsche Kompara- und Superlative durchaus Witz versprühen, sowieso können Adjektive originell (im Sinne von unvermutet) gesetzt werden. Oder Autor:innen erfinden sogar neue. Wie gesagt, es gibt nicht die eine Regel, die universell gilt, vieles ist Geschmackssache und eine Frage eigenen guten Stils.

Bevor man sich beim Adjektiveinsatz vergaloppiert, beherzige man lieber ein Bonmot, das Lutz Mackensen aufstellt: Es sei „eine abwegige Vorstellung, dass sich vor jedem Substantiv ein Hohlraum befinde, der unter allen Umständen gestopft werden müsse“.³ Wolf Schneider fasst es so zusammen: „Misstrauen gegen nur schmückende Beiwörter und Argwohn gegen das Adjektiv überhaupt, mit der Nutzenanwendung: den Text auf irgend

³ Lutz Mackensen: Gutes Deutsch in Schrift und Rede, Reinbek 1968; zitiert nach Wolf Schneider: Deutsch für Kenner, S. 56

entbehrliche Adjektive durchsehen, jedes gestrichene als einen Gewinn betrachten und ein schlechtes Gewissen gegenüber jedem Satz haben, der mehr als ein Adjektiv enthält.“⁴

II.ii Die Nomen

Wilhelm Emanuel Süskind schätzt die bildhaften Hauptwörter, das sind für ihn die stärksten, bei Wörtern wie *Blitz*, *Baum*, *Wolke* haben wir direkt eine Szene vor Augen. Dann gibt es für ihn eine weitere starke Kategorie, nämlich die bildnahen Nomina wie *Treue* oder *Liebe* oder *Unglück* oder *Neid*.

Es gibt aber auch bildleere, abstrakte, geblähte Substantive wie *Verantwortung*, *Selbstbeherrschung*, *Eingebung* (nicht aber *Zeitung*); sowieso *Achtung* bei Nomen, die auf *-ung*, *-heit-*, *-keit*, *-ät*, *-ion*, *-ismus*, *-nis*, *-sal*, *-tum*, *-nahme* und *-schaft* enden, sie sollten sparsam eingesetzt werden. Es sind oft Oberbegriffe, bei denen unsere Assoziationen blass oder kaum sichtbar sind, häufig tauchen sie in Verwaltungstexten auf, Juristen schreiben sie gern. Das bedeutet nicht, dass diese Wörter nie genutzt werden sollen; aber man prüfe sich beim Texten, ob es nicht ein griffigeres Nomen gibt.⁵

Wolf Schneider rät, den abstrakten Oberbegriffen auszuweichen und immer das konkrete, das besondere Wort (wenn wir es kennen) zu schreiben oder zu sprechen. Das konkrete Wort gibt uns laut Schneider „etwas zu sehen, hören, riechen, beißen“: „Wenn ich lauter Birken sehe, werde ich nicht ‚Bäume‘ sagen; wenn ich Windkraft meine, werde ich mir ‚alternative Technologien‘ verbieten; habe ich Enten im Sinn, so meide ich das Wort Geflügel – Oberbegriffe nur entweder aus Mangel an Detailkenntnis oder weil es mir wirklich darauf ankommt, Hühner, Enten, Gänse und Truthähne mit einem Begriffsdach zu überwölben.“⁶

Mit der Höhe des Begriffs, also je größer sein Abstraktionsgrad ist, nimmt die Anschaulichkeit ab. Hühner hören Lesende noch gackern, Geflügel nicht. Und noch etwas lässt sich beobachten: Je abstrakter das Wort, desto größer die Zahl der Silben. Der

⁴ Schneider: *Deutsch für Profis*, S. 43

⁵ Wilhelm Emanuel Süskind: *„Vom ABC zum Sprachkunstwerk“*, Stuttgart 1953; zitiert nach Schneider: *Deutsche für Kenner*, S. 62f.

⁶ Schneider, *Deutsch für Profis*, S. 57

Schriftsteller Jean Paul (aka Johann Paul Friedrich Richter) hat es bereits im 19. Jahrhundert auf den Punkt gebracht: „Je länger aber ein Wort, desto unanschaulicher.“⁷

Noch heute gilt als weitere Faustregel für gutes Deutsch: Reduziert die Silben! Wörter mit vielen Silben sind nicht nur unanschaulich, sie sind auch schwerer verständlich und uninteressant. Je kürzer ein Wort, desto genauer trifft es (meist) die Sache (und unsere Vorstellung)⁸. In fast allen Fällen ist das kürzere Wort das schönere, packendere, dynamischere, bewegendere (Verzeihung wegen der zahlreichen Komparative, aber an dieser Stelle waren sie notwendig):

- schwitzen statt transpirieren
- steigen statt ansteigen
- heben statt anheben
- trennen statt auseinanderdividieren
- In der Schule statt im schulischen Bereich
- Konjunktur statt konjunkturelle Lage
- Dauerregen statt ergiebige Niederschläge
- Rücksicht statt Rücksichtnahme⁹

Das folgende Beispiel verdeutlicht, wie Nomen wirken (übrigens nicht: Das nächste Beispiel ist die Verdeutlichung der Wirkung). Es ist ein Satz, wie ihn eigentlich nur Poeten in deutschen Verwaltungsstuben zu schreiben vermögen:

Gestern gelangte auf der Wiese hinter dem Schulhaus ein Spielfest für Kinder zur Durchführung.

Es ist ein Trumm von einem Satz. Ein lebloser dazu. Das liegt daran, dass in diesem Satz auf ein Verb fünf Nomen kommen (zudem in dem Funktionsverbgefüge „gelangte zur Durchführung“). Ab einem Verhältnis von 3:1 spricht man bereits von Nominalstil, der allgemein als recht unbekömmlich gilt. Aber machen wir noch mal einen Rückschritt zu den Adjektiven und schauen, ob sie diesen Satz retten könnten:

Gestern gelangte auf der grünen Wiese hinter dem dreistöckigen Schulhaus ein buntes Spielfest für fröhliche Kinder zur erfolgreichen Durchführung.

⁷ Ebd., S. 57f.

⁸ Ebd., S. 58

⁹ nach Linden: Wie Wörter wirken, S. 10, sowie Schneider: Deutsch für Kenner, S. 81 ff.

Wir stellen fest. Adjektive bringen gar nichts. Sie lassen den Satz teilweise noch schlimmer klingen. Schneider zitiert dazu den US-amerikanischen Autor Elwyn Brooks White, der zusammen mit William Strunk Jr. Stillehren verfasste: „Das Adjektiv ist noch nicht geschaffen, das ein schlappes oder ungenaues Hauptwort aus der Klemme zieht.“¹⁰ Sinnvoller, als den Satz mit Adjektiven aufzublähen, wäre es, ihn mit aktiven Verben zu beleben:

*50 Kinder haben gestern auf ihrer Schulwiese stundenlang gespielt, gerauft, gesungen und gefeiert.*¹¹

II.iii Die Verben

Und damit: Herzlichen willkommen im Kapitel „Für Verben werben“ (ehemaliger Arbeitstitel: „Das Sterben der Verben“).

Der Beispielsatz aus dem vorhergehenden Abschnitt zeigt, wie wichtig Verben sind: Starke Verben helfen den Leser:innen, selbst in den Text einzutauchen und ihr Kopfkino zu starten. Das ist mittlerweile auch durch Versuche von Neurolinguistiker:innen belegt. Diese Wissenschaft prägte den Begriff *Action Verbs*. Diese werden nicht wie abstrakte, leblose Verben nur inhaltlich verarbeitet, also kognitiv erschlossen. *Action Verbs* „werden nicht nur *verstanden*, indem alles aktiviert wird, was mit ihnen an Wissen verbunden ist (in diesem Zusammenhang fallen häufig die Begriffe Assoziationen und Framing). Nein, Verben werden auch *nachempfunden*, indem das Gehirn jene Areale aktiviert, mit denen es die entsprechenden Handlungen steuert oder empfindet.“¹² Ein Beispiel: Die Verben *essen* und *trinken* lösen im Kopfkino deutlich konkretere Szenen (und eventuell sogar Speichelfluss im Mund) aus als die Nomen *Speisen* und *Getränke*.

Genug der Hirnforschung. Kommen wir auf den ersten Beispielsatz aus dem Abschnitt „Die Adjektive“ zurück:

Einen grausigen Leichenfund hat eine Frau am Montagmorgen in einer Grünanlage in Hamburg-Altona gemacht.

¹⁰ E. B. White: *An Approach to Style*, in: Strunk/White: *The Elements of Style*, New York ³1979; zitiert nach Schneider: *Deutsch für Kenner*, S. 53.

¹¹ Linden: *Wie Wörter wirken*, S. 10f.

¹² Linden: *Handbuch*, S. 153 ff.

Über das grausige Adjektiv haben wir schon nachgedacht. Aber vielleicht wollte der Autor mit diesem Adjektiv nur eine andere Schwäche seines Satzes heilen: das tote, statische Verb *machen*. Ersetzen wir doch mal das leblose Verb (und zudem das Bürokratenwort Grünanlage):

Eine Frau hat am Montagmorgen eine Leiche in einem Park in Hamburg-Altona gefunden.

Der Satz wird jetzt nicht mehr emotional aufgeladen, er verliert also das boulevardeske (was man, je nach Rezeptionsneigung, bedauert oder begrüßt); er ermöglicht allen Leser:innen, sich die Szene selbst vorzustellen und so nah wie gewollt heranzuzoomen.

Betrachten wir in einem kleinen Exkurs die andere sprachliche Besonderheit: „Grünanlage“. Dieses Wort statt Park zu verwenden, ist vielleicht die Spätfolge eines Deutschunterrichts, in dem die Vielfalt des Ausdrucks über Gebühr vermittelt wurde. Leider wird man auf der Suche nach einem anderen Wort nicht immer fündig. Wie auch schon bei den Adjektiven gilt: Es gibt nicht nur schwache, sondern auch gute Synonyme. Die guten können einem Text Kraft geben. Grünanlage ist allerdings in jeder Lebenslage eines der schwächeren Ausweichwörter.

Synonyme sind deswegen mit Vorsicht zu genießen, weil sie häufig verschleiern wirken. Und einen Text schwerer verständlich machen. Exakt gleichbedeutende Wörter gibt es kaum, viele Synonyme sind unpräzise, einige gar unangemessen, zahlreiche schlicht ungeeignet.¹³ Wer beispielsweise Umweltverschmutzung meint, aber das Vokabular des Verursachers übernimmt und von einem Störfall berichtet, nimmt im Sinne der Textwirkung eine leser:innenunfreundliche Position ein. Wie gesagt: Es ist kompliziert. Also lieber eine Wortwiederholung mehr als ein schlechtes Synonym.

Dass es sich trotz der benannten Fallstricke lohnen kann, in seinen Hirnwindungen nach einem alternativen Wort zu suchen, möchte ich an zwei Beispielen zeigen. Zum einen kann ein wirklich gut gewähltes ungewöhnliches Synonym ungeahnte Qualitäten entfalten. Wenn Ernst Alexander Rauter in einem Text nicht von den Felswänden in den Dolomiten, sondern von „attraktiven Absturzmöglichkeiten“ schreibt, unterläuft er damit sicherlich Erwartungen; er eröffnet eine neue Perspektive, er ist witzig, er überrascht seine Leser:innen. Zum anderen ist die Suche nach einem Synonym manches Mal ergiebig, um

¹³ Linden: Handbuch, S. 131

sich schlechte sprachliche Angewohnheiten abzugewöhnen, wie zum Beispiel diese Marotte von Journalist:innen: „An diesem Wochenende vergnüge ich mich auf den Tagen der Brettspielkritik“, so Becker. Soso. „So“ ist nur leider kein Verb, man kann es nicht konjugieren: Ich soe, du sost, wir soten. Warum aber wird an die Stelle kein Verb gesetzt, gibt es keins? Wie wäre es zum Beispiel mit sagen? Ach so, das wurde im Text schon drei Mal verwendet und nun benötigen wir ein Synonym. Autor:innen, die in ihren Texten wortreich ihre Gesprächspartner:innen soen lassen, haben sich wahrscheinlich nur keinen Kopf gemacht.

Peter Linden zeigt in „Wie Wörter wirken“¹⁴ eindrucksvoll auf, wie viele Verben des Ausdrucks sich allein finden lassen, wenn man sich nur auf das Kategorien-Kreuz wahr-unwahr/emotional-sachlich beschränkt. So häufen sich allein 55 Varianten für sagen an:

		bekennen	gestehen		wahr	zugeben				
		offenbaren								
	schwören									
			verraten		4					
									feststellen	ausführen
					3					
	beteuern					einräumen			erklären	erläutern
					2					
				betonen						
	jammern	lamentieren								
	schluchzen	klagen	verkünden	kundtun	1			hervorheben	unterstreichen	
	schimpfen	wüten		erzählen		berichten		versichern		
	jubeln			schildern		äußern	erwähnen	angeben	mitteilen	
emotional	-4	-3	-2	-1	0	1	2	3	4	sachlich
						bemerkn	von sich geben		wissen lassen	
						meinen			kommentieren	
					-1	finden				
		predigen						behaupten		
			plaudern	schwadronieren	-2					
	stottern		faseln							
	radebrechen		schwätzen			mutmaßen				
	stammeln		munkeln							
					-3		vorgeben			
				flunkern						
			prahlen	übertreiben	-4					
					unwahr		vortäuschen		lügen	

¹⁴ Linden: Wie Wörter wirken, S. 7f.; ders.: Handbuch, S. 159ff.

Ergänzt man es nun noch um Verben aus der Kategorie leise-laut, kommen weitere 26 sagen-Synonyme hinzu:

leise	-4	-3	-2	-1	1	2	3	4	laut
flüstern hauchen	wispeln piepsen	zischeln tuschneln nuscheln	zischen murmeln säuseln flöten	raunen brummen lispeln	quietschen	grunzen blöken bellern wiehern	rufen	schreien kreischen johlen krakeelen	brüllen grölen

Zu guter Letzt noch 15 Verben aus der Kategorie Zustimmung & Ablehnung:

dagegen	-4	-3	-2	-1	1	2	3	4	dafür
protestieren	kontern	widersprechen berichtigen verneinen	einwenden	erwidern entgegnen	einwerfen antworten	ergänzen	zustimmen bestätigen bejahen	bekräftigen	

Das sind 96 Synonyme für sagen, nicht jedes trifft in jeder Situation, aber jedes ist besser als das tote Wörtchen „so“, das – da die oben aufgeführten Beispiele keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben – wahrscheinlich nicht einmal die 97-beste Lösung ist. Das Beispiel macht allerdings auch deutlich, dass es exakt bedeutungsgleiche Wörter so gut wie keine gibt. Trotzdem: Jedes dieser Verben löst im Kopf von Leser:innen und Hörer:innen irgendetwas aus, unter jedem kann man sich eine Reaktionsintensität vorstellen.

Wie starke Verben wirken möchte ich an einem letzten Beispiel demonstrieren. Es ist ein Zitat aus Alexander Gorkows Reportage „Wer zu Lebzeit gut auf Erden“, für die er Rammstein 2011 auf der USA-Tournee begleitete. Der Text erschien im SZ-Magazin. Gorkow beschrieb seine Konzerteindrücke so:

Von unten, aus dem Keller der Bühne, pfeifen Rauchfontänen durch den Gitterboden, bis weit hoch an die Decke. Von unten schießen Flammen durch den Gitterboden. Von unten strahlt das Licht durch den Gitterboden. Auf dem Gitterboden steht Rammstein-Sänger Till Lindemann. Er sieht ein bisschen traurig aus, wie einer, der aus der Unterwelt vorbeischaut.

Starke Verben bei den Effekten, schwächere bei Lindemann, der somit ein bisschen hinter der Technik zurückbleibt, was das Bild perfektioniert. Und wieder merken wir: Starke Verben verhindern wie automatisch Adjektive. Die meisten Adjektive sind, um es mit Linden zu sagen, eine Kapitulation vor der Pflicht, genauer hinzusehen. Sie

kommentieren ein Empfinden des Autors, anstatt es dem Leser zu erlauben, selbst zu empfinden.¹⁵

Bemerkenswert ist auch, wie Gorkow mit Wiederholungen arbeitet und so schwache Synonyme vermeidet. Und: Der harte Klang von Gitter passt perfekt zu eine Liveshow von Rammstein.

Was noch bei Verben wichtig ist: Man sollte es möglichst vermeiden, Hilfsverben wie *sein, haben, werden* beziehungsweise blasse Modalverben wie *dürfen, mögen, wollen, sollen, müssen* und *können* zum Vollverb zu befördern. Das muss und kann echt nicht sein. So wie nicht jedes Adjektiv oder jedes Synonym zu verteufeln ist, so ist nicht jedes Verb automatisch schöner Stil. Auch bei reflexiven Verben ist Zurückhaltung geboten. Um das Beispiel von weiter oben aufzugreifen: Ernährt sich da nur jemand – oder isst und trinkt er?

Auch gibt es Verben, die in einigen Sätzen nur mit Substantiven verbunden auftauchen, Sprachwissenschaftler nennen das Funktionsverbgefüge (gelangte zur Durchführung, siehe oben): *Bekanntnisse ablegen, Abhilfe schaffen, in Erwägung ziehen ...* Das befördert den Nominalstil, wie ihn deutsche Verwaltungen in ihren Vorlagen für Fachausschusssitzungen so lieben. Nur leider kennt das Deutsche viele solcher Konstruktionen, zudem haben wir über Brettspiele Schreibende/Plaudernde/Sendende das Problem, dass die Zahl der aktiven Handlungen, die wir beschreiben können, gering ist. Also noch mal das Mantra: Auch diese Verb-Kombinationen sind sinnvoll und manchmal der beste, weil treffendste Ausdruck, nur sollte man es nicht mit ihnen übertreiben und prüfen, ob sich nicht lebendigere Verben finden lassen.

Wie schon bei Nomen gilt auch bei den Verben, dass es neben den ausdrucksstarken, die bei uns sofort Vorstellungen im Kopfkino starten, auch recht leblose Gesellen gibt, die kaum wahrnehmbar sind und einen Satz eher runterziehen, als ihn aufzuwerten. Beispiele? *Bewirken, bewerkstelligen, vergegenwärtigen, beinhalten, durchführen ...* Generell sollte man bei Schreiben misstrauisch sein bei Verben, die auf *-ieren* enden.

Wolf Schneider rät, Verben immer an prominenter Stelle auftreten zu lassen. Dabei hilft: SPO! Das steht für Subjekt-Prädikat-Objekt und ist die klassische Satzstruktur. Warum ist das oft sinnvoll? Bei Umstellungen im Satz werde ich schnell in den Passiv gezwungen – oder weiche, dem neuen Konstrukt gehorchend, in Partizipialstil aus. Beides

¹⁵ Linden: Die Reportage, S. 11

sind Formen, die ihre Berechtigung haben. Aber es sind auch beides Formen, die beim Lesen leblos und sperrig wirken; sie zu einem tragenden Stil-Prinzip zu erhöhen, ist große Kunst, die allerdings kaum jemand beherrscht und die nicht hilfreich ist, einen Text gut zu verstehen.

Noch was? Ja, Herr Schneider? „Niemals sollten wir ein Substantiv verwenden, wo ein Verb denselben Dienst versieht.“¹⁶ Da ist etwas dran.

III. Die dritte Ebene: Sätze

Die große Frage dazu lautet: Gibt es eine richtige, eine perfekte Satzlänge? Klare Antwort: nein, die gibt es nicht. Nur kurze Hauptsätze, im Stakkato aneinandergereiht, sind öde (manchmal aber auch ein großartiges Stilmittel), auch wenn sie meistens verständlicher sind und sich oft angenehmer als lange Sätze lesen – jedenfalls als solche Sätze, die verschachtelt und überfrachtet sind. Das Optimum an eingängigem und attraktivem Deutsch lässt sich durch einen lebhaften Wechsel von mäßig kurzen und mäßig langen Sätzen erzielen, schreibt Schneider¹⁷. Also gilt wieder nur so etwas wie eine grobe Faustregel: Schachtelsätze mit mehreren Ebenen besser vermeiden.

Zumal überlange Sätze meistens eher aus Unklarheit der eigenen Gedanken rühren denn aus dem Willen, literarisch zu glänzen. Der österreichische Schriftsteller Ernst Alexander Rauter seziert die Schwäche von Satzgirlanden und Girlandensätzen: „Um kurze Sätze schreiben zu können, muss man erst gearbeitet haben. In langen Sätzen bleibt die Unsicherheit des Autors leichter verborgen – ihm selbst und dem Leser. Der lange Satz ist im Journalismus meist eine Zuflucht für den, der sich eine Sache nicht erarbeitet hat. Kurze Sätze kann man nicht schreiben, wenn man nicht genau Bescheid weiß.“¹⁸

Stets sollten wir zudem das Umklammerungsgesetz beachten, haben wir in der Schule gelernt. Es gibt im Deutschen neben zusammengesetzten Verben wie entlanglaufen, ansehen, abreisen, gutgehen und vielen, vielen anderen auch die Zeitformen Perfekt, Plusquamperfekt, Futur I sowie Futur II, bei denen die Hilfsverben haben/sein/werden an der klassischen Prädikatsposition stehen, das Vollverb aber erst am Satzende kommt,

¹⁶ Schneider: Deutsch für Profis, S. 52

¹⁷ Ebd., S. 83

¹⁸ Ernst Alexander Rauter: Vom Umgang mit Wörtern, München 1980; zitiert nach Schneider: Deutsch für Profis, a.a.O.

sodass immer eine Ungewissheit herrscht, welche Wendung ein Satz nehmen könnte (ein Umstand, den Mark Twain in „Ein Amerikaner in Heidelberg“ sehr schön auf die Schippe nahm):

Bei den Verhandlungen über Reiseerleichterungen konnte ein Fortschritt [na, was?] nicht erzielt werden.

Das Verb wird auseinandergerissen, es umklammert das Objekt – deswegen erfahren wir die Aussage erst am Ende des Satzes. Wobei der Autor durch das „nicht“ die Ungewissheit für den Leser noch weiter hinauszögert. Der Ausgang des Satzes hätte bereits mit einer kleinen Änderung früher aufgelöst werden können, wenn der Autor geschrieben hätte:

Bei den Verhandlungen über Reiseerleichterungen konnte kein Fortschritt erzielt werden.

Gehen wir noch einen Schritt weiter: Eine Sprachmarotte, die man möglichst vermeiden sollte, sind Kann-Konstruktionen (so sie nicht verschiedene Handlungsoptionen beschreiben). Wenn ich etwas konnte, habe ich es wohl getan. „In der 90. Minute konnte Thomas Müller für die Bayern ausgleichen.“ Ja dann doch bitte so: „In der 90. Minute glich Thomas Müller für die Bayern aus.“ Und noch mal unser Beispielsatz:

Bei den Verhandlungen über Reiseerleichterungen wurde kein Fortschritt erzielt.

Das ist: noch kürzer, noch knackiger. Bei Umklammerungen sollte aber nicht nur wegen der späten Auflösung darauf geachtet werden, dass man sie nicht mit Nebensätzen und Appositionen immer weiter dehnt. Dabei geht es auch darum, dass Leser:innen sonst in Nebensatzknäulen den Faden verlieren:

Bei den Verhandlungen über Reiseerleichterungen wurde, trotz eines die gesamte Nacht über andauernden Gesprächsmarathons im Kanzleramt, an dem die Fraktionsvorsitzenden aller im Bundestag sitzenden Parteien – mit Ausnahme der AfD – teilgenommen hatten, kein Fortschritt erzielt.

In dem Fall – wie in so vielen – sollte man mutig das Gesetz der Klammer brechen:

Bei den Verhandlungen über Reiseerleichterungen wurde kein Fortschritt erzielt, obwohl es einen die gesamte Nacht über andauernden Gesprächsmarathon im Kanzleramt gab, an dem die Fraktionsvorsitzenden aller im Bundestag sitzenden Parteien – mit Ausnahme der AfD – teilgenommen hatten.

Da der Satz mit 36 Wörtern immer noch sehr lang ist, wäre an diesem Punkt das stilistische Gebot der Stunde, ihn zu zerschlagen und mehrere Sätze zu bilden.

Bei den Verhandlungen über Reiseerleichterungen wurde kein Fortschritt erzielt, obwohl die gesamte Nacht im Kanzleramt um Lösungen gerungen wurde. An den Gesprächen nahmen die Vorsitzenden aller im Bundestag vertretenen Fraktionen teil; lediglich die Vertreter der AfD fehlten.

Literatur

Michael KNOPE: Spielen. Kleine Philosophie der Passionen, Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1999

Nur noch antiquarisch erhältlich; keine Stillehre, aber wer erleben möchte, wie man voller Begeisterung über Spiele schreibt, kommt an diesem Bändchen nicht vorbei.

Peter LINDEN: Handbuch Stilsicher schreiben. Wie Sie wirkungsvolle Texte formulieren, Dudenverlag, Berlin 2023

Die aktuellste Stillehre, sehr kompakt, lesenswert auch weil Stil-Experten wie Fußballer Günter Netzer, Architekt Peter Zumthor, Koch Eckart Witzigmann oder Musikerin Anne-Sophie Mutter interviewt werden; mit (leider nur) wenigen, dafür schön ausgewählten Literaturtipps.

Peter LINDEN: Journalisten-Werkstatt Die Reportage, Verlag Johann Oberauer, Salzburg 2012

Kurzer Abriss über die Königsdisziplin des Journalismus, für Fortgeschrittene, Bezug über den Webshop des Verlages.

Peter LINDEN: Journalisten-Werkstatt Wie Wörter wirken. Besser schreiben (I), Verlag Johann Oberauer, Salzburg 1997

Sehr knappe Einführung ins Thema Stil; nur über den Webshop des Verlages in der Neuauflage „Gesamtkunstwerk Text (I)“ zu beziehen.

Wolf SCHNEIDER: Deutsch für Kenner. Die neue Stilkunde, Piper Verlag, München ³1998

Schneider ist in seinem zur Arroganz neigendem Duktus manchmal schwer erträglich, aber seine sehr genaue Analyse, an welchen Stellen wir in Texten von Nebelkerzen geblendet werden, ist immer noch ein exzellenter stilistischer Leitfaden. Sehr umfassendes Literaturverzeichnis mit allen älteren Standardwerken (nicht nur aus Deutschland).

Wolf SCHNEIDER: Deutsch für Profis. Wege zu gutem Stil, Goldmann Verlag, München 1999
Der Vorläufer von Deutsch für Kenner; wer beide Bücher liest, wird vieles wiedererkennen.

Wolf SCHNEIDER mit Bernd MATTHIES, Matthias NASS, Christian NÜRNBERGER, Martin TSCHNECHNE und Bernd ZIESEMER: Unsere tägliche Desinformation. Wie die Massenmedien uns in die Irre führen, Gruner & Jahr, Hamburg²1984
Dabei handelt es sich zwar nicht um eine Stillehre, aber es wird schön aufgezeigt, wie schlechtes Deutsch dem Textverständnis entgegenwirkt; auch wenn der Titel heute nach „Lügenpresse“ klingt, geht es nicht um solche Verschwörungstheorien aus dem rechtsextremen (Querdenker-)Lager, sondern um gutes Deutsch.

Noch was?

WSKI – die Wolf-Schneider-KI: <https://reporterfabrik.org/wski-editor/>, die künstliche Intelligenz redigiert auf Basis der Regeln von Wolf Schneider Texte
Reporterfabrik ist eine Marke von CORRECTIV – Recherchen für die Gesellschaft gGmbH; diese KI zeigt, wie wichtig und stilprägend Schneider als Lehrer für gutes Deutsch immer noch ist.